

Brett McBean

**DIE
SÜNDER**

TALES OF SIN AND MADNESS

Aus dem Amerikanischen von Doris Hummel

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *Tales of Sin and Madness*
erschien 2010 im Verlag LegumeMan Books.
Copyright © 2010 by Brett McBean

1. Auflage August 2012
Copyright © dieser Ausgabe 2012 by Festa Verlag, Leipzig
Titelbild: Danielle Tunstall
Lektorat: Alexander Rösch
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-148-4

INHALT

| | |
|---|------------|
| EIN SCHÖNER ORT | 7 |
| AMANDAS GESCHENK | 27 |
| GESTOHLENE LEBEN | 52 |
| EINE NEUE RELIGION | 69 |
| GENIE EINES KRANKEN GEISTES | 72 |
| DAS MEERESRÄUSCHEN IN DER MUSCHEL | 87 |
| EINE FRAGE DES GLAUBENS | 109 |
| DER SARG | 133 |
| THE SONG REMAINS THE SAME | 138 |
| DIE VERSUCHUNG DER RECHTSCHAFFENEN | 154 |
| DER MÜLLMANN | 174 |
| WER WIRD ÜBERLEBEN? | 195 |
| JUNKIES | 236 |
| EIN LICHT FÜR ROSE | 245 |
| DER EWIGE KREIS | 265 |
| DAS PROJEKT | 289 |
| DER UNHEIMLICHE ORT | 307 |
| WEIHNACHTLICHES LEUCHTEN | 323 |
| MAD FRED | 331 |
| UNGEBORENE LEBEN | 371 |
| WENN DER MORGEN KOMMT | 376 |

EIN SCHÖNER ORT

(The Beautiful Place)

Es sah aus, als wäre seit Monaten niemand da gewesen, um das Schild auf Vordermann zu bringen, das neben dem Highway aufgestellt war.

Simon Fletcher setzte den Seesack auf der rotbraunen Erde ab und ließ seinen Ranzen daneben plumpsen. Er hob einen Arm und wischte mit seiner trockenen, lederigen Hand den Dreck von dem Schild. Als er die Schrift freigelegt hatte, warf er einen Blick auf den großen Sack zu seinen Füßen. »Die Richtung stimmt«, murmelte er und spuckte einen staubumhüllten Schleimklumpen aus. »Cooper Pedy, 20 Kilometer.«

Simon schaute den breiten, staubigen Highway hinauf und hinunter. Leer.

Gott sei Dank.

Er kehrte dem Highway den Rücken zu, öffnete seinen Rucksack, holte eine der Flaschen heraus und schraubte den Deckel ab. Kleine Erdklumpen rieselten zu Boden, aber er schenkte der trüben Farbe des Wassers keine Beachtung und trank einen Schluck.

Die Flasche war einst sauber gewesen, das Wasser klar und kühl. Nun waren alle zehn Flaschen mit dem Dreck des Landes besudelt, mit dem Schweiß seiner Reise und dem Blut der Toten.

Obwohl die Flasche noch halb voll war, schraubte Simon den Deckel wieder zu und verstaute sie zusammen mit den anderen Flaschen, verschiedenen Konserven und dem *einen*, ganz speziellen Gegenstand, den er erst in Cooper Pedy brauchen würde, im Rucksack. Er zog den Reißverschluss zu und hievte den Tornister auf seinen Rücken.

Simon zog das Tuch aus der linken Tasche seiner Armeeshorts, wischte sich Gesicht und Nacken ab und steckte den feucht gewordenen Stoff zurück.

»Okay, Zeit zu gehen«, erklärte er, hob den Sack auf und warf ihn sich wie ein abgehalfterter Weihnachtsmann über die Schulter.

Simon wusste, dass der kürzeste Weg nach Coober Pedy geradeaus über den Stuart Highway führte, aber er wusste auch, wie die verdammten Hurensöhne in dieser Gegend fuhren. Bislang hatte er überlebt, indem er sich von Hauptverkehrsstraßen fernhielt.

Er setzte mechanisch einen Fuß vor den anderen, wie er es bereits in den vergangenen sechs Monaten ungezählte Male getan hatte, und machte sich auf die letzte Etappe seiner Reise.

Eine Reise, die fast am anderen Ende des Kontinents in Townsville begonnen hatte, wo er zusammen mit seiner Frau Tully in einer Wohnung im Herzen der Stadt gelebt hatte. Mittlerweile konnte er sich kaum noch an Einzelheiten ihrer Wohnung erinnern. Er wusste nur noch, dass sie schön und modern eingerichtet gewesen war und Tully und er sich dort sehr glücklich gefühlt hatten.

Glücklich. Er konnte sich inzwischen auch kaum noch daran erinnern, wie sich das eigentlich anfühlte.

Aber er war sicher, dass er bald wieder glücklich sein würde. Sobald er erledigt hatte, weshalb er zu dieser Reise aufgebrochen war, würde sein Leben wieder ein bisschen wie früher sein. So wie vor dem Beginn der Neuen Welt.

Er war im Krankenhaus gewesen, seinem zweiten Zuhause, als ihn die ersten Berichte aus Amerika erreicht hatten. Meldungen von Massenmorden, Chaos und – unfassbar – Toten, die wiederauferstanden. Anfangs hatte er es nicht glauben wollen, aber während sich in den kommenden

Tagen das Virus immer weiter auf der Welt ausbreitete, wich seine Ungläubigkeit nackter Verzweiflung. Schon bald meldeten die Nachrichten, dass es auch in Australien passierte. Jeder, egal ob Arzt, Lehrer oder Wissenschaftler, stellte Theorien zu möglichen Ursachen auf, aber keiner von ihnen hatte eine stichhaltige Antwort parat – Simon am allerwenigsten. Er erinnerte sich allerdings an ein Zitat aus einem Horrorfilm, den er als Teenager gesehen hatte, irgendetwas darüber, dass die Toten über die Erde wandern würden, wenn in der Hölle kein Platz mehr war. Seiner Meinung nach war das eine ebenso gute Erklärung für das, was passierte, wie jede andere auch.

»Mein Gott, es ist überall«, hatte der junge Mann im Bett neben Tully eines Nachmittags bemerkt. Dann hatte er Blut gehustet und war gestorben und über seinen Herzmonitor war nur noch eine flache Linie geflimmert.

Simon dachte noch über die Bemerkung des Mannes nach, als dieser ein paar Minuten später seine Augen öffnete und sich aus dem Bett auf ihn stürzte.

Glücklicherweise hatte Tully geschlafen.

Denn was dann passierte, war nicht nur schlichtweg grauenvoll, sondern rückblickend auch ein denkwürdiger Augenblick gewesen: Simon hatte sich die Schere geschnappt, die auf dem Nachttisch lag – gleich neben den Blumen und den »Gute Besserung«-Grußkarten – und hatte sie dem Mann während ihres Ringkampfes mitten ins rechte Auge gestochen. Diesmal war der Mann tot liegen geblieben und Simon konnte, völlig verängstigt und blutüberströmt, sein erstes Opfer verbuchen – das erste von vielen, wie sich noch herausstellen sollte.

Simon lächelte. Seine Lippen fühlten sich wieder ganz trocken an. Die Sonne, sein ständiger Gegner und Begleiter, glühend heiß und erbarmungslos, brannte auf ihn herab,

während er seine Reise nach Süden fortsetzte. »Wie viel Angst ich damals hatte«, redete er mit sich selbst. »Ich hatte schließlich einen Mann getötet. Ich war mir sicher, dass ich dafür im Knast landen würde.« Er wollte lachen, aber seine Kehle war zu ausgetrocknet. Jedes Mal, wenn er schluckte, spürte er den dünnen Film aus Wüstenstaub an seinem Gaumen und schmeckte die Erde des südaustralischen Outbacks. Auch das Sprechen war unangenehm, aber notwendig.

»Obwohl ich die ganzen Berichte im Fernsehen gesehen und die Meldungen im Radio gehört hatte, hat es mir keine Ruhe gelassen. Was, wenn der Typ gar nicht wirklich tot war? Was, wenn ich einen unschuldigen Mann umgebracht hatte – einen Menschen, der genauso verängstigt und verwirrt gewesen war wie ich selbst?«

Natürlich war niemand gekommen, um ihn abzuholen. Niemand hatte sich für den toten Patienten interessiert, aus dessen Auge eine Schere ragte.

Damals wurde Simon zum ersten Mal das volle Ausmaß dessen bewusst, was um ihn herum geschah. Sie lebten nun in einer Welt, in der das Morden akzeptiert, ja, sogar erwartet wurde, in der es sich auszahlte, wenn man sich rücksichtslos und selbstsüchtig verhielt. In einer Welt, die sich verdammt fremd und abgefuckt anfühlte.

Und nichts, was er jemals zu Gesicht bekommen hatte, egal, ob vor oder nach Anbruch der Neuen Welt, hatte diese Tatsache besser versinnbildlicht als Alice Springs. Alice – das Herz Australiens. Das Herz des Wahnsinns.

Townsville war zwar auch nicht unbedingt ein friedlicher Hafen der Liebe gewesen – Simon war seiner Heimatstadt nur knapp lebend entkommen –, aber in der ersten Phase der entsetzlichen Epidemie hatten glücklicherweise ein solches Chaos und solche Panik geherrscht, dass ihm die Flucht

gelingen war. Allerdings nur, weil er unterwegs ein Dutzend Zombies getötet hatte.

Er war schon immer ein bisschen füllig gewesen. Nicht wirklich übergewichtig, aber immerhin so dick, dass Tully beim Sex seine Speckfalten packen und sich daran festhalten konnte. Als er Alice Springs vier Monate später erreicht hatte, hatte er ausgesehen wie ein Strich in der Landschaft. Selbst ein paar der Leute dort hatten verkündet, sie hätten schon Untote gesehen, die mehr Fett auf den Rippen hatten als er.

»So sieht man eben aus, wenn man sich nur von Wasser und Baked Beans aus der Dose ernährt«, hatte er entgegnet.

Natürlich hatten ihn alle für verrückt gehalten, weil er sich zu Fuß aus Townsville auf den Weg gemacht hatte. Aber sie fragten ihn nicht nach dem Grund und er war sehr froh, dass er es ihnen nicht erklären musste.

»Bleib doch hier bei uns«, hatten sie ihm angeboten. »Hier ist alles gut. Sicher. Hier werden die Zombies dich nicht kriegen.«

Er hatte schon davon gehört, dass sich in den Vereinigten Staaten und Großbritannien Milizen gebildet hatten, aber Alice Springs war der erste Ort in Australien, an dem er tatsächlich einer begegnet war. Männer – ein paar von ihnen Polizisten, die meisten aber Zivilisten – hatten rund um die Stadt provisorische Barrikaden aus Lastwagen, Autos, Bussen und mit Erde gefüllten Sandsäcken errichtet. Sie scharten alles an Waffen und Munition um sich, was sie auftreiben konnten. Es war ein guter Ausgangspunkt: Eine Stadt im Herzen des australischen Outbacks – der perfekte Ort für durchgeknallte, bewaffnete Typen, um nach angreifenden Zombies Ausschau zu halten.

Simon wäre bei seiner Ankunft beinahe selbst erschossen worden. Auch wenn er entweder eine Geisterstadt oder ein

tödliches Sammelbecken voller Zombies erwartet hatte, war das, was er tatsächlich vorfand, noch viel schlimmer gewesen.

»Alles, was ich will, ist ein Platz, an dem ich mich ausruhen und meine Wasserflaschen wieder auffüllen kann«, hatte er den Soldaten erklärt, die sich hinter einer verrosteten FJ- Holden-Limousine versteckten. Es hatte eine gefühlte, unbehagliche Ewigkeit gedauert, bis sie mit ihren Waffen endlich nicht mehr auf ihn zielten. Aber nachdem sie schließlich zu der Überzeugung gelangt waren, dass er kein Zombie war, gewährten sie ihm doch Eintritt in ihre utopische Welt – eine Welt, in der die Menschen ebenso tot waren wie die Zombies –, nur dass sie es noch nicht wussten.

Paranoia, Angst, Hass, Schmerz. Das war alles, was Simon in der Alice-Springs-Version der Neuen Welt begegnete. Ein Ort, an dem die Menschen einander fast mehr misstrauten als irgendeinem Auto fahrenden, bewaffneten Zombie, der getrieben von der Gier nach Fleisch durch das verbrannte Outback kurvte. Und obwohl Simon ihnen mehrfach versichert hatte, dass er seit Wochen keinen Untoten mehr gesehen hatte, wollte ihm niemand so recht glauben.

Eingesperrt mit einer Horde anderer »Zivilisten« in der stickigen, übel riechenden Turnhalle der örtlichen High School, sah sich Simon schon bald mit einer undurchdringlichen Mauer des Misstrauens konfrontiert. Allerdings hatte er sich das ein Stück weit selbst zuzuschreiben, weil er sich beharrlich weigerte, seinen Seesack zu öffnen und ihnen den Inhalt zu zeigen, auch wenn sie noch so hartnäckig darauf bestanden.

Simon blieb nur wenige Tage dort – länger hätte er es nicht ausgehalten – und verließ Alice und seine widerwärtigen »Leichenwagen«, die er glücklicherweise nie von innen sehen musste, bevor die Menschen dort handgreiflich wurden und den Sack mit Gewalt öffneten. Seine Abreise wurde von

mäßig herzlichen Kommentaren wie »Ich hoffe, du verrottetest da draußen«, »Hoffentlich fressen die Zombies dein Herz«, »Du hättest bei uns bleiben sollen« und »Du wirst da draußen sterben« begleitet.

Bislang bereute Simon seine Entscheidung aber trotzdem nicht. Ihm war die Wahl ohnehin nicht schwergefallen. Er stand lieber den Zombies gegenüber, als in einer Welt zu leben, in der der Wahnsinn König und die Abscheulichkeit seine Königin war.

Das war nun fast zwei Monate her und seitdem hatte er keine weitere militärisch organisierte Stadt dieser Art mehr zu Gesicht bekommen. Dafür waren ihm ein paar Zombies begegnet, die ziellos an der Grenze zwischen Südaustralien und dem nördlichen Territorium umherstreiften. Entweder hatte es sich bei ihnen um verirrte Wanderer gehandelt, die schließlich an Entkräftung gestorben waren, oder um Leute aus der Umgebung, die nicht aus ihrer Stadt fliehen wollten, weil sie glaubten, der Nachschub an Lebensmitteln sei dort gesicherter. Sie murmelten irgendetwas davon, dass sie neue Seelen brauchten, um zu überleben, und aufgrund ihrer Unterernährung waren sie ganz schwach gewesen – selbst Zombies konnten aushungern, wie er nun wusste. Da sie keine Bedrohung für ihn darstellten, ließ er sie einfach stehen.

Das war seine letzte Begegnung mit Untoten gewesen, abgesehen von den Autos letzte Woche. Er wusste nicht, ob Zombies oder Menschen darin gegessen hatten, aber da sie nicht zurückgekommen waren, fand er, dass das keine Rolle spielte. Die einen konnten ihm ebenso gefährlich werden wie die anderen.

Simon war nach seiner sechsmonatigen Pilgerreise um die Erfahrung reicher, dass er aufgrund von Erschöpfung und Wassermangel schon bald anfangen würde, zu fantasieren, wenn er seinen Flüssigkeitshaushalt nicht ausglich und

seinen Füßen und Beinen regelmäßige Ruhepausen gönnte. Es hatte Augenblicke gegeben, da hatte er auf dem harten, von der Sonne ganz rissigen Erdboden gelegen und war sich sicher gewesen, dass er sterben würde, während sein himmlischer Widersacher gnadenlos auf ihn niederbrannte und ihm das Gefühl vermittelte, nackt in einem riesigen verdamnten Backofen zu liegen. Er hatte kaum noch die Kraft gehabt, eine Wasserflasche aus seinem Rucksack herauszupfriemeln, und sogar schon mit dem Gedanken gespielt, das *Ding*, das am Boden lag, zu benutzen, um seine Qualen zu lindern.

Was ihm geholfen hatte, diese Phasen zu überstehen, war die Erinnerung an das Versprechen, das er Tully gegeben hatte. Er wusste, dass er ihr Schicksal den Bösen dieser Neuen Welt in die Hände legte, falls er starb, und das konnte er nicht zulassen.

»Nicht mehr weit«, keuchte er, als er erst den Seesack und dann seinen Ranzen abstellte. Er griff nach einer der Wasserflaschen und trank einen Schluck, wobei einige Tropfen über den unförmigen Tornister rieselten.

Als er aus den Augenwinkeln eine Bewegung wahrnahm, setzte er die Flasche ab. Er drehte sich um und sah einen Dingo auf sich zukommen. Das Tier näherte sich mit entschlossenen Schritten. Erst nach einer Weile sah Simon, dass die Eingeweide, die es hinter sich herzog, eine unappetitliche Spur in der ockerfarbenen Erde hinterließen.

Simon wusste, wie bösartig Tierzombies sein konnten – genau wie bei Menschen schien ihre Grausamkeit noch zuzunehmen, wenn sie von den Toten wiederauferstanden. Ein sanftes Kätzchen konnte sich so in eine barbarische Wildkatze verwandeln, eine harmlose Taube als gefiederter Raketenflugkörper zurückkehren und Schlangen waren nach ihrer Verwandlung noch tödlicher als zuvor, auch wenn er glücklicherweise noch nicht vielen begegnet war. Dingos,

ohnehin gefährliche Tiere, wurden noch grausamer und blutrünstiger. Simon hatte auf seiner sechs Monate langen Wanderung bereits gegen mehrere von ihnen gekämpft, darunter auch ein sehr großes Männchen, dem er begegnet war, als er den Fink-Gorge-Nationalpark erkundet hatte.

Aber das Tier, das nun auf ihn zuhumpelte, stellte offenkundig keine Bedrohung dar. Abgesehen von seiner schweren Verwundung schien es ziemlich alt und verzweifelt auf der Suche nach etwas Essbarem zu sein.

Simon blieb stehen und wartete. Seine Gepäckstücke lagen hinter ihm auf dem trockenen Wüstenboden. Der Dingo flutschte die Zähne, als er sich Simon näherte, befand sich im Jagdmodus.

Simon verspürte Mitleid mit dem Vieh, schließlich folgte es nur seinem Instinkt.

Das war auch der Grund, weshalb Simon den Dingo am Nacken packte, als er mit trübem, aber dennoch wachsamem Blick in seine Reichweite kam, und ihm den Hals umdrehte, bevor er überhaupt die Chance hatte, ihn anzugreifen. Während sich das Tier am Boden wand und einige schwache Versuche unternahm, wieder aufzustehen, hob Simon einen schweren Stein auf und zerschmetterte der Kreatur damit den Kopf. Als sich die Hirnmasse des Dingos rund um dessen platten Schädel über die rote Erde ergoss, hielt er inne.

»Sorry, Kumpel«, sagte Simon und ließ die improvisierte Waffe zu Boden fallen. »Nichts für ungut.«

Sein Blick wanderte vom Dingo über die trostlose, flache Landschaft – einer schier endlosen Weite aus Rot und Orange, von Violett und dem Grün der Süßgräser durchzogen, während sich über allem der tiefblaue Himmel erstreckte. Zum möglicherweise ersten Mal seit Beginn seiner Reise wurde ihm bewusst, wie vollkommen die Stille war.

Er befand sich tatsächlich mitten im Nirgendwo, verloren in einer riesigen Wüste aus erbarmungsloser Hitze und Staub, ein ganzes Leben entfernt von den Schrecken der realen Welt – einer Welt, die sich fest im Griff eines apokalyptischen Alptraums befand. Einer Welt, die im Sterben lag.

Die späte Nachmittagssonne riss ihn mit ihren durchdringenden Strahlen zurück in die Gegenwart und er wusste, dass er weitergehen und Coober Pedy erreichen musste, bevor sich die Nacht über das Land senkte.

Simon sammelte seine Sachen wieder ein und setzte sich in Bewegung. Er schätzte, dass er sein endgültiges Ziel in etwa einer halben Stunde erreichen würde.

»Ich kann's nicht glauben«, sagte er. »Ich bin fast da.«

Er dachte an den Tag zurück, an dem er aufgebrochen war. Erinnernte sich daran, wie sehr er sich vor der Reise gefürchtet hatte, auch wenn er wusste, dass ihm gar nichts anderes übrig blieb, als sich darauf einzulassen. Er hatte nie wirklich das Verlangen verspürt, das australische Outback zu erkunden, und es war ihm egal gewesen, ob er starb, ohne es jemals mit eigenen Augen gesehen zu haben. Tully hingegen hatte immer von einer Reise ins Outback geträumt. In ihrem Herzen war sie ein echtes Cowgirl, eine Abenteurerin, die die Natur liebte und sich gerne die Finger schmutzig machte. Dieses Feuer in ihr war jedoch jäh erloschen, als die Ärzte bei ihr Leukämie diagnostiziert hatten. Danach träumte sie nicht mehr von Wildwasserrafting, Fallschirmspringen oder einer Jeep-tour quer durch Australien.

Schon bald bestand ihre einzige sportliche Betätigung darin, ins Badezimmer zu rennen und sich zu übergeben – eine Folge der Chemotherapie. Nichts auf der Welt schmerzte mehr, als zusehen zu müssen, wie sie zunehmend aus dem Leben verschwand. Es war nicht nur der Haarausfall oder die Tatsache, dass ihre Wangenknochen immer weiter

hervorstachen oder ihr Körper immer magerer wurde. Das galt vor allem für ihre schwindende Lebensfreude, die am schwierigsten zu ertragen war. Und die Gewissheit, dass sie das Outback niemals zu Gesicht bekommen würde, auch nicht Coober Pedy mit seinen unterirdischen Häusern, Kirchen und Hotels, die aus irgendeinem Grund immer eine besondere Faszination auf sie ausgeübt hatten.

»Hol mich hier raus«, hatte sie ihm an jenem Morgen, kurz bevor er den ersten Zombie mit der Schere getötet hatte, zugeflüstert. »Bitte lass mich nicht hier drin sterben, umgeben von all dieser Trostlosigkeit. Ich will nicht wie sie enden.«

Es war ihm immer schwergefallen zuzuhören, wenn sie über den Tod sprach. Simon wusste zwar, dass das Ende unausweichlich war – die Chemo schlug einfach nicht an –, aber er war noch nicht bereit für den Moment, da sie ihre Augen für immer schließen würde.

»Bring mich hier weg, weit weg, irgendwohin, wo es schön ist.« Ihr Körper war mit so viel Morphinum vollgepumpt, dass sie noch nicht einmal ihre Augen hatte öffnen können, als sie ihn darum bat.

Wenige Stunden später, als Tully tief und fest schlief und der Zombie mit der Schere im Auge neben ihm auf dem Boden lag, beschloss Simon, Tullys Wunsch zu erfüllen und sie aus dem Krankenhaus wegzubringen.

Er brauchte nicht lange, alles vorzubereiten. Er streifte seiner Frau eine Jeans und ein altes T-Shirt über, füllte seinen Rucksack mit Wasserflaschen und Junkfood, wofür er die verlassene Cafeteria plünderte – etwas anderes war dort nicht mehr zu finden –, und schnappte sich einen leeren Seesack aus einer Abstellkammer. Es war die einzige Alternative, um Tully quer durchs halbe Land zu transportieren, denn er wollte kein Auto benutzen. Fahren bedeutete, dass er

Straßen und Highways nutzen musste, und das wiederum bedeutete jede Menge Zombies. Nein, Tully hatte sich gewünscht, dass er sie von all dem wegbrachte, und genau das würde er auch tun. Keine Städte, keine Straßen, keine Zivilisation, keine Zombies.

Bevor er aufbrach, spritzte er ihr eine weitere Dosis Morphinum und steckte sie zusammen mit einem ganzen Jahresvorrat des Medikaments, für das er nahezu sämtliche Reserven des Hospitals plünderte, in den Seesack. Er hoffte, dass Tully für die komplette Dauer der Reise weggetreten sein würde, um all das Blutvergießen und den Wahnsinn nicht mit anzusehen.

Nachdem er sich durch die Stadt gekämpft hatte, hielt er an einem Supermarkt an, um sich mit Konserven einzudecken, hauptsächlich mit Baked Beans, Gemüse und Fleisch. Dann brach er endgültig zu seiner Reise auf und hielt nur noch an, um zu schlafen, sich neue Vorräte zu beschaffen, wenn er durch eine verlassene Stadt zog, oder Tully mit ausreichend Wasser und Schmerzmitteln zu versorgen. Dafür holte er sie gelegentlich aus dem Sack heraus, wenn er sich ganz sicher war, dass wirklich niemand in der Nähe war. Er betete, dass er den Krebs lange genug aufhalten konnte und Tully noch am Leben war, wenn sie ihr Ziel erreichten.

Und so traf Simon Fletcher, nachdem er mehr Tod gesehen hatte als die meisten Menschen in ihrem ganzen Leben, sechs Monate nach seiner Abreise schließlich in Coober Pedy ein.

Es war später Nachmittag – zu seiner Rechten ging die Sonne unter, obwohl es noch immer entsetzlich heiß war, und inzwischen war ein leichter Sandsturm aufgezogen. Die Böen peitschten in Simons Gesicht und bohrten sich wie eine Million winziger Nägel in seine Wangen und seine Stirn.

»Das ist ja ein toller Empfang!«, rief er ironisch. Er stand

auf einem kleinen Felsvorsprung, blickte auf die Stadt hinunter und war erschrocken, wie ausgestorben sie wirkte. Er konnte vereinzelte, heruntergekommene Gebäude ausmachen, die meisten mit primitiven Wellblechdächern. Außerdem standen zahlreiche Autos und Lastwagen teilweise mitten auf der Straße herum und setzten Staub an. Simon nahm an, dass die Einwohner diesen gottverdammten Ort bereits vor langer Zeit verlassen hatten oder allesamt tot in irgendeinem unterirdischen Bunker herumlagen.

Oder vielleicht verstecken sie sich auch und bereiten einen Angriff vor?

Nein, hier gab es keinerlei Anzeichen für Leben oder Tod.

Während er die Stadt mit Blicken absuchte, konnte sich Simon beim besten Willen nicht erklären, warum Tully sich gerade nach Coober Pedy so sehr gesehnt hatte. Dieser Flecken Erde war hässlich – Simon fiel kein anderes Wort dafür ein – und es gab fast kein Grün, abgesehen von ein paar Gummibäumen und Akaziensträuchern, die in großen Abständen aus dem kargen Boden herausragten. Die Hügel, Felsen und unzähligen Grubenkrater, welche die Gegend durchzogen, erinnerten ihn an eine Marslandschaft, wirkten dabei aber weitaus weniger einladend. Das einzige Anzeichen für die Existenz der unterirdischen Häuser waren die Ventilationsschächte, die aus dem Erdboden ragten.

Direkt unter sich entdeckte Simon eine Tankstelle, die bis auf einen Lieferwagen, der neben einem Tankwagen parkte, vollkommen verwaist war. Ihm schoss die Frage durch den Kopf, was sich wohl dort abgespielt hatte. Hatten Zombies unvermittelt angegriffen oder waren es die Meldungen über einen Genozid gewesen, welche die Menschen erschreckten und vertrieben?

Simons Blick schweifte zum Stuart Highway und er musste unwillkürlich an die Tausende von Menschen denken, die

dieser Asphaltstreifen mit dem verband, was einst Zivilisation gewesen war. Was passierte momentan wohl dort draußen? Welches Schicksal wartete auf die Welt? Wer würde als Sieger aus dem Kampf hervorgehen?

Es überraschte ihn wenig, als ihm bewusst wurde, dass das Schicksal der Menschheit für ihn von eher geringer Bedeutung war. Er stand hier, an einem Ort, der ihm wie das Ende der Welt erschien, und alles, was für ihn zählte, war Tully. Diese ganze Reise – sechs Monate voller brennender Hitze, trockener Winde und schmerzender Muskeln – hatte er allein ihretwegen auf sich genommen.

Es war an der Zeit, die Angelegenheit zu Ende zu bringen und Tully das größte Geschenk zu machen, das er ihr noch machen konnte.

Es war an der Zeit, sein Versprechen einzulösen.

Er trottete den Hang hinunter, obwohl sein ausgemergelter Körper längst die Schwelle zur völligen Erschöpfung hinter sich gelassen hatte, und schleppte sich durch die Stadt. Dabei lugte er immer wieder durch die Fenster der Läden und der wenigen oberirdischen Wohnhäuser, um nach irgendeinem Anzeichen von Leben Ausschau zu halten, während der nervenaufreibende Sandsturm weiter über sein Gesicht und seine Hände fegte.

Er wanderte an verlassenen Bergbaugerätschaften und Souvenirläden vorbei, die Opale verkauften und deren Schilder noch immer »geöffnet« verkündeten, bis er endlich eine der unterirdischen Kirchen erreichte, von denen Tully so oft geschwärmt hatte. Es war schon komisch, dass ein solcher Ort eine solche Faszination auf sie ausübte, wenn man bedachte, dass sie Atheistin war. Trotzdem brachte er sie nun dorthin.

Im vorderen Bereich spendete ein Anbau Schatten, die Lehmmauer darüber zierte ein Kreuz. Er griff nach dem

Türknauf, drehte ihn und war erleichtert, als sich das Portal ohne Widerstand öffnen ließ. Er trat ein.

Bei geschlossener Tür war es in dem relativ kleinen Raum erstaunlich kühl. Einige Lampen brannten noch und tauchten das Innere in ein orangefarbenes Leuchten. Simon erwartete nicht, jemanden anzutreffen, und tatsächlich schien alles verlassen zu sein. Mit ihren weißen Lehmwänden, den hölzernen Bankreihen und der Jesusfigur, die hinter einer unaufdringlichen Kanzel an ein Kreuz genagelt hing, wirkte die Kirche eher schlicht. Und doch verbreitete sie eine gewisse Schönheit und spendete Trost – etwas, das Simon seit langer Zeit nicht mehr empfunden hatte. »Ich muss zugeben«, sagte er zu sich selbst, »dass das ziemlich unglaublich ist.«

Er stellte den Seesack auf dem harten Erdboden ab, stellte den Tornister daneben, öffnete ihn und entnahm ihm eine Wasserflasche, die er komplett leerte. Es war nicht länger nötig, sparsam damit umzugehen. Er hatte noch immer eine volle Flasche für den Moment übrig, wenn Tully aus ihrem Schlaf erwachte.

Als die Flasche leer war, stellte er sich vor den Seesack, zog an den Kordeln, die ihn verschlossen, öffnete ihn und befreite seine schlafende Frau daraus.

»Hey, du. Rate mal, was. Wir sind da.«

Natürlich antwortete sie ihm nicht. Durch das Morphinum war sie noch immer völlig weggetreten, aber er hatte ihr die übliche Dosis in den letzten paar Tagen absichtlich vorenthalten und hoffte, dass sie bald aus ihrer totenähnlichen Starre erwachen würde.

Simon beugte sich zu ihr herab und nahm sie in den Arm. Sie war ganz leicht – kaum 30 Kilogramm – und leichenblass, aber trotzdem wirkte sie noch immer wunderschön, wenn sie schlief. Er trug sie zu einer der Kirchenbänke hinüber und legte sie sanft darauf ab. Dann holte er die letzte

Wasserflasche, setzte sich neben sie und begann zärtlich, die warme Flüssigkeit auf ihre Lippen zu träufeln. »Bald ist alles vorbei, Liebling. Mach dir keine Sorgen.«

Kurze Zeit später erwachte Tully allmählich. Simon war eingeschlafen und träumte von Menschen ohne Kopf, die mit ausgestreckten Armen auf ihn zutaumelten und nach ihm schnappten, als ihn Tullys leises Stöhnen wieder in die Welt der Lebenden zurückholte.

»Tully«, krächzte er und seine Kehle war vor lauter Staub ganz rau.

Sie sah mit trüben Augen zu ihm hoch. Es fiel ihr offensichtlich schwer, ihren Blick zu fokussieren.

Sanft hob er ihren Kopf an. Einige dünne Haarbüschel hatten bereits wieder zu wachsen begonnen, auch wenn das kein Anzeichen für eine Genesung war. Er legte ihren Kopf auf seinen Schoß. »Hey, Baby. Willkommen zurück.«

Sie öffnete ihre Augen, schloss sie dann wieder und versuchte, sie nach langem Schlaf wieder an das Licht zu gewöhnen.

»Ich ... ich ...«

Simon beugte sich zu ihr hinunter und küsste sie auf die Stirn. »Versuch, nicht zu sprechen. Du hast sehr lange geschlafen.«

»Wasser«, bat sie und hustete schwach.

Die Wasserflasche, die er benutzt hatte, hatte sich teilweise über den Boden ergossen. Trotzdem war noch genügend Flüssigkeit übrig und er hob die Flasche auf, gab Tully davon zu trinken. »Nicht so gierig«, sagte er und setzte die Flasche wieder ab.

»Ich fühl ... mich nicht so gut.«

Simon nickte. »Das ist nur eine kleine Übelkeit.« Warum sollte er ihr die Wahrheit sagen? Sechs Monate in einem Sack ohne feste Nahrung – sie musste das nicht erfahren.

Brett McBean wurde 1978 in Melbourne, Australien, geboren. Dort lebt er mit seiner Frau und seiner kleinen Tochter Vanessa. Er studierte Musik (Leistungskurs Schlagzeug/Percussion) am Box Hill College, widmet sich aber seit dem Abschluss ganz dem Schreiben von harten Thrillern.



www.brettmcbean.com

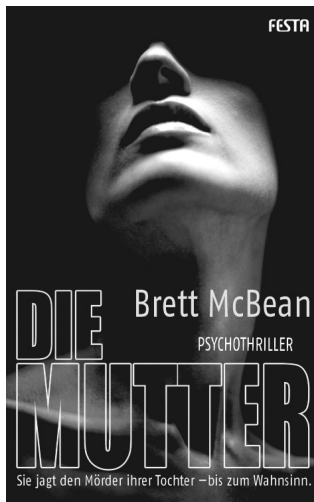
Scott Nicholson: Brett McBean ist so rotzig und brutal wie ein junger Jack Ketchum. Er zeigt die dunklen Räume in uns allen.

Brian Keene: McBeans Stimme muss man gehört haben – ein Hauch von Laymon und Koontz, doch absolut seine eigene.

Brett McBean bei FESTA:

Die Mutter – Die Bestien – Das Motel – Die Sünder

Ein ungewöhnlicher, ultraharter Psychothriller



ISBN 978-3-86552-093-7

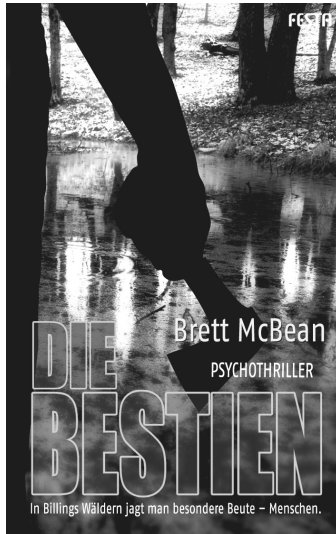
Sie steht seit vielen Monaten am Rande des dröhnenden Highways und fährt per Anhalter. Längst hat sie vergessen, wer sie ist, woher sie kam, denn sie lebt nur noch, um den Mörder ihrer Tochter Rebecca zu finden.

Per Handy konnte Rebecca ihr noch einen einzigen Hinweis geben: Auf dem linken Arm trägt der Mann ein Tattoo, auf dem ›Stirb Mutter‹ steht. Jeder der anhält, könnte der Killer sein – oder jemand noch viel Schlimmeres ...

»Alles, was ich weiß, ist, dass ich ihn immer noch nicht gefunden habe, auch wenn ich schon ein paarmal glaubte, ich hätte ihn. Ich habe so viele Geschichten über mein Leben erfunden, dass ich gar nicht mehr weiß, was real ist und was nicht. Für mich ist nur real, dass meine Tochter nicht mehr lebt und dass der Mann, der sie umgebracht hat, immer noch irgendwo da draußen ist. Und ich werde ihn finden.«

Infos und Leseprobe: www.Festa-Verlag.de

Ein brutales Seelenlabyrinth



ISBN 978-3-86552-132-3

Jim Clayton will nie wieder in den Knast, wo er 18 Jahre lang schmorte. Nie wieder darf er die Beherrschung verlieren. Doch dann landet er in einer winzigen Stadt und sieht, wie ein Mann ein junges Mädchen mit einem Gürtel blutig schlägt. Als er eingreift, schießt man ihn einfach nieder ...

Am nächsten Morgen führt man ihn einer Gruppe von Jägern vor. »Er dachte, er könnte in unsere kleine Stadt platzen und einen Polizei-Chief verprügeln, ohne dafür bestraft zu werden.« Ein tiefes Kichern schwappte durch die Gruppe.

»Nun, hier regeln wir die Dinge ein wenig anders, Jim. Hier lassen wir Gott über dein Schicksal entscheiden. Kein Gericht, keine Anwälte, nichts als die wunderschönen Blue Ridge Mountains und einige unserer besten Jäger, die Jagd auf dich machen. Es ist ziemlich einfach. Wir geben dir zehn Minuten Vorsprung.«

Infos und Leseprobe: www.Festa-Verlag.de